

© Eylül Aslan

KOLUMNE

21st Century Women: Mütter als Künstlerinnen (und die Idee der Muse)

VON CARMEN BUTTJER

23. JULI 2020

Seit 2018 schreibt die in Berlin lebende Schriftstellerin Carmen Buttjer über feministische Fragen, Unabhängigkeit, Sexualität, Gleichberechtigung und andere Utopien. Für VOGUE trifft sie in ihrer Serie "21st Century Women" Frauen jeder Generation und jeden Geschlechts und redet mit ihnen über dieselben Fragen. In dieser Episode geht es um die Frauenbewegung, die sowohl Frauen als auch Männer von alten Rollenmustern hätte befreien sollen.



21st Century Women: Carmen Buttjer im Gespräch mit Julia über die Mutterrolle in der Kunst-Szene

Als ich mit [Julia Scarlett Lindig](#) telefoniere, stehe ich im Norden der Stadt am Küchenfenster und schaue in den Hinterhof, während sie im Westen der Stadt in ihrem Büro sitzt und mir davon erzählt, wie es war, allein zwei Söhne großzuziehen. Julia Scarlett Lindig war Schauspielerin und ist Theateraktivistin geworden. Sie inszeniert in Rumänien, Kirgisistan und Bangladesch

21st Century Women: Carmen Buttjer im Gespräch mit Julia über die Mutterrolle in der Kunst-Szene

Als ich mit Julia Scarlett Lindig telefoniere, stehe ich im Norden der Stadt am Küchenfenster und schaue in den Hinterhof, während sie im Westen der Stadt in ihrem Büro sitzt und mir davon erzählt, wie es war, allein zwei Söhne großzuziehen. Julia Scarlett Lindig war Schauspielerin und ist Theateraktivistin geworden. Sie inszeniert in Rumänien, Kirgisistan und Bangladesch Theaterstücke mit Kindern aus sozial benachteiligten Vierteln, daneben ist sie seit 20 Jahren Geschäftsführerin einer Berliner Agentur für Webdesign.

Julia: 1985 war ich 31 Jahre alt und zog von Berlin meinem Freund hinterher, der einen Studienplatz an der Hochschule für Film und Fernsehen in München bekommen hatte. Das aufregende und schrecklich provinzielle München. Es gab nur wenige Kneipen, unter anderem die "Deutsche Eiche", in denen sich die Theater- und Filmleute getroffen haben. Erst vor ein paar Tagen habe ich die restaurierte Fassung von Fassbinders "Berlin Alexanderplatz" gesehen, für ihn war die "Deutsche Eiche" wie ein Wohnzimmer. Da standen wir also herum und haben uns die Köpfe heiß geredet und viel gelacht. Ich hab gedreht und bereitete mich irgendwann in Wien auf einen Film vor, als ich bemerkte, dass ich schwanger war. Damit hat sich alles verändert.

***Carmen Buttjer:* Auch wenn ich schon ahne inwiefern, frage ich trotzdem: Was waren die Dinge, die sich verändert haben?**

Julia: In unserem Freundeskreis war ich die Erste, die ein Kind bekam, und während ich mich sehr darauf freute, fanden viele meiner Freunde das eher merkwürdig. Sie waren skeptisch, denn ich hatte ja keine Sekunde vor, mein

bisheriges Leben aufzugeben. Niemand konnte sich vorstellen, wie das zusammen gehen könnte. Ich wusste auch, dass mein Freund andere Pläne hatte, also trennte ich mich von ihm, mietete eine große Wohnung an der Münchner Freiheit und zog mit zwei Freunden ein. Die Bedingung für ihren Einzug war, dass sie einmal in der Woche auf das Kind aufpassen sollten. Meine Freunde fanden das gut, und wir hatten eine wunderschöne Zeit zwischen Windeln, Fernsehstudios und Schneiderraum und natürlich den Partys. An Schlafen war nicht zu denken.

Hat sich Ihre Idee von Familie dadurch verändert?

Erst dachte ich, wir würden so leben, wie ich selbst aufgewachsen war. Im Matriarchat, meine Mutter, meine Großmutter, fünf Mädchen. Wir haben gestritten, uns unterstützt, diskutiert, getanzt und es gab dieses bedingungslose "Ja" zueinander. Kurz vor der Geburt ist dann der Vater des Kindes in das letzte freie Zimmer eingezogen, wodurch ich davon ausging, dass er sich auch um das Kind kümmern würde. Aber er war vollkommen mit seiner Arbeit beschäftigt. Ich kann nicht beschreiben, wie sich das angefühlt hat.

Sind Sie deswegen nach Berlin zurückgegangen?

Ja, dazu kam, dass ich grundsätzlich anders wahrgenommen wurde. Obwohl ich mit Schriftstellern und RegisseurInnen wie Thomas Brasch, Ari Zinger, Petra Haffter, Dieter Berner und Tom Tykwer gearbeitet habe, wurde ich von da an ausschließlich als Mutter anstatt als Schauspielerin gesehen. Nicht, weil ich nicht arbeiten konnte, sondern weil es mir mit Kind niemand mehr zutraute. Schon vorher war es so, dass sich viele Männer in meiner Umgebung für die eigentlichen Künstler hielten. Irgendwann 1985 saß ich mittags mit zwei Freunden am Küchentisch, der eine Fotograf und

der andere Maler. Wir redeten über [Kunst](#) und ich sage so dahin, dass es doch komisch ist, dass so wenige Frauen malen. Der Maler sagt, ja, klar, es gibt eben auch nur wenige Künstlerinnen. Das sieht man doch daran, wer ausgestellt wird.

Aber was, wenn Galeristen und Kuratoren selbst überwiegend Männer waren und bevorzugt Männer ausstellten?

Ja, mittlerweile haben wir uns mit den Gründen dafür beschäftigt und wissen, warum Frauen so wenig ausgestellt wurden und auch immer noch werden und dass es nicht daran liegt, dass ihre Arbeiten denen von Männern in irgendeiner Weise nachstehen. Aber 1985 war das anders. Damals an diesem Küchentisch fragte ich dasselbe und einer von beiden sagt, ja, nur wer ausstellt, ist ein Künstler. Ich habe gelacht und gesagt, na, dann seid ihr ja auch keine Künstler, ihr stellt ja auch noch nicht aus. Aber das, was an diesem Gespräch und auch in vielen anderen dieser Art deutlich wird, ist die Behauptung, dass es für diese Verhältnisse eine scheinbar naturgegebene Ordnung gibt. Ich bin 1954 geboren, meine Kinder 1985 und 1995, es war also schon ein bisschen Zeit vergangen. Zu dem Zeitpunkt dachte ich, die Frauenbewegung hat Frauen als auch Männer von alten Rollenmustern befreit und uns nicht nur in Beziehungen, sondern auch im Beruf und der Gesellschaft zusammengebracht. Ich dachte, wir sind [Freunde, Geliebte, Väter und Mütter, UnternehmerInnen und ErfinderInnen, KünstlerInnen](#) und entwerfen das Leben miteinander anders als vorher und dass wir dadurch geschützt sind vor patriarchalem Denken. Aber wir sind uns nicht als Freunde begegnet. Was das für die Liebe bedeutet, kann man sich vorstellen.

Nicht nur für die Liebe.

Ja, Frauen wurden als [Künstlerinnen](#) nicht ernst genommen und stattdessen als Muse abgetan. Ab dem Punkt, an dem ich Mutter wurde, war ich nicht einmal mehr als Muse zu gebrauchen. Ich wollte auch vorher keine sein, war es aber, weil ich lieben konnte. Letztlich nutzte ich die erste Gelegenheit, die Stadt zu verlassen: Der polnische Regisseur Henryk Baranowski hatte mich eingeladen, in seiner neuen Inszenierung die Hauptrolle zu übernehmen. Damit wurde alles wieder leichter. Ich arbeitete im Ensemble und wir waren viel unterwegs. Wir spielten in Berlin, Norwegen, Polen und Moskau. Wenn ich auf Tournee war, haben meine Schwestern oder meine Freunde das Kind übernommen. So haben sich neue Familienstrukturen ergeben, die sich aber auch wegen der vielen Ortswechsel immer wieder veränderten. Damals wusste ich nicht, ob ich das Richtige tue, und ich wusste auch nicht, ob mein Sohn unbedingt einen Vater braucht. Selbst dann, wenn der Vater sein Kind nicht braucht.

Wen zählen Sie in der Gegenwart zu Ihrer Familie?

Meine Söhne, einige wenige Freunde, meine Schwestern und mich.

Die Väter nicht?

Nein, und das hat einen simplen Grund. Beide haben sich von Anfang an ausgesucht, wann sie den Vater geben und wann nicht. Sie spielten damit, ob sie mir und den Kindern diese Rolle verweigern.

Bemerkenswert finde ich, dass sie diese Rolle nicht nur Ihnen und Ihren Söhnen, sondern auch sich selbst verweigert haben.

Tatsache ist, dass das unsere Gesellschaft prägt und unseren Kindern eine extrem schwere Aufgabe mit auf den Weg gibt. Gesellschaftlich und politisch sind wir, trotz kleiner Erfolge, in der Dunkelheit des Patriachats

stecken geblieben. Jeder weiß das, und es wird viel darüber getuschelt, geklagt und gejammert. Ich habe keinen Grund zum Jammern. Denn die Zeit hat mir erlaubt, mein eigenes Ding zu machen, aber ich habe eben auch nicht darauf gehofft, ich bin davon ausgegangen. Gestern Abend habe ich mit meinen Söhnen über dieses "Ja"-Gefühl gesprochen, das ich eben schon einmal erwähnt habe, und sie gefragt, ob sie das für eine mütterliche Eigenschaft halten. Ich glaube, sie nickten. Da sind wir wieder bei der scheinbar naturgegebenen Ordnung, denn das ist nicht naturgegeben, es ist eine Entscheidung. Meine Entscheidung, und ich habe sie getroffen, weil es eine schöne Entscheidung ist, und ich bin mehr als glücklich, dass die Kinder, die ich erzogen und in die Welt begleitet habe, sie selbst sind und dass ich ich selbst bin. Dass ich auch mit ihnen weiterhin meinen Ideen gefolgt bin, auch wenn das bedeutete, plötzliche Fieberschübe aufzufangen, während ich gerade den Prometheus irgendwo spielte und nicht von der Bühne runterkonnte, oder nachts, wenn mein Sohn schlief, den Text zu lernen.

Weitere Themen bei VOGUE:

Männlichkeitsbilder, sexuelle Fantasien oder Glaubensfragen: Auf Vogue.de finden Sie noch viele [weitere Kolumnen](#)

Mehr von Carmen Buttjer: "Worum geht es beim [Feminismus](#) eigentlich noch einmal genau?" **21st Century Women:** Wie Fernbeziehungen als fiktionalste Form der [Liebe](#) funktionieren

STARKE FRAUENFEMINISMUSKOLUMNE